

JUDITH MERCHANT

APRIKOSEN KIND



THRILLER

KIEPENHEUER & WITSCH

Manchmal ist sie mir so nah, dass ich ihre Anwesenheit körperlich spüren kann. Dass ich ihre Schritte hinter mir höre. Ihren Atem fühle, in meinem Nacken, warm und feucht. Höre, wie sie leise meinen Namen ruft.

Und ich laufe. Ich laufe, so schnell ich kann, ich haste, ich eile, ich hebe meine Beine, mit aller Kraft zwingen sie hoch und nieder, aber sie bewegen sich nicht. Ich bewege mich nicht. Ich kann nicht fliehen.

In Wirklichkeit ist sie weit weg. Sie ist weit weg, und ich bin hier, sicher. Sicher, weil sie nicht weiß, wo ich bin.

Sie kann mir nichts tun.

Sie kann mir nichts wegnehmen.

Und darum ist dies hier ein Traum. Ein Albtraum.

Dies. Ist. Ein. Traum.

So lautet mein Mantra. Und ich habe gelernt, dieses Mantra in meine Träume einzuschleusen. Damit ich sie unterbrechen kann. Wach auf!

Wach auf!

Es ist nur ein Traum!

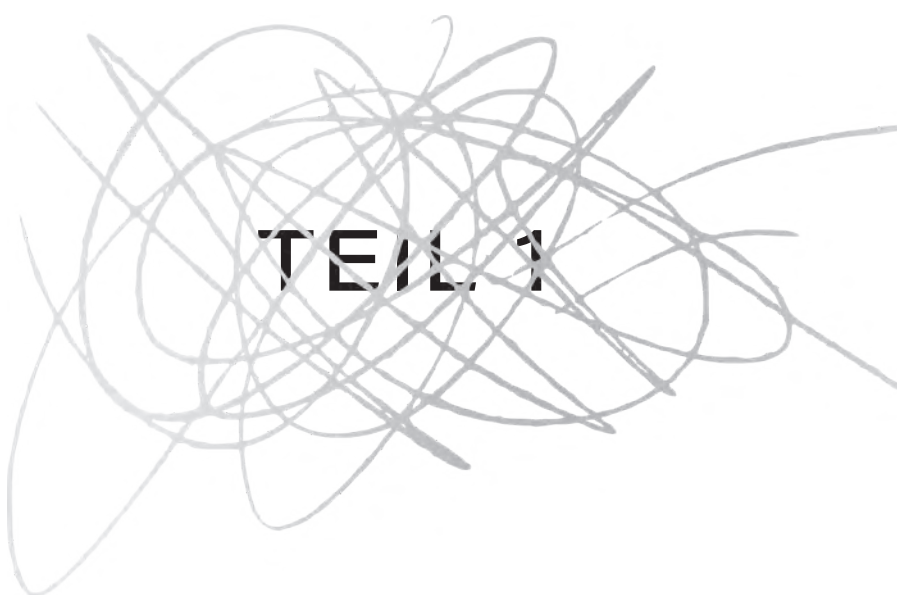
Und dann schreke ich hoch, keuchend, ringe nach Luft.

Links neben mir der Radiowecker, dessen rote Digitalanzeige mir verrät, wie spät es ist. Vier Uhr zwölf.

Ich wische mir die Haare aus der Stirn, sie sind feucht, nein, nass sind sie, nass geschwitzt, das ist mein Angstschweiß.

Ich hatte einen Albtraum, aber jetzt bin ich wach. Ich strecke die Hand aus, um das Licht anzuknipsen, und dann ist sie plötzlich da, direkt vor mir, Zentimeter nur vor meinen Augen ihr Gesicht. Der Atem entfährt mir wie ein Wimmern, ein Stöhnen.

Ich habe solche Angst vor diesem Gesicht.
Es sieht aus wie meins.



TEL 1

Wenn ich eine Botschaft an mein früheres Ich habe, dann ist es die hier: Du wirst es finden, das Glück.

Das ist es, was ich der Frau von damals zurufen möchte, der Frau, die so große Angst vor dem Leben hat. Der Frau, die ihre mageren Schultern nach vorne knickt, um ihre Größe zu verbergen. Der Frau, die voller Abscheu die braunen Flecken auf Hals und Stirn betrachtet, die ihren Körper mit Hormonen quält, die sich ins Bauchfett spritzt und auf Stäbchen pinkelt. Ihr möchte ich sagen: Alles wird gut!

Eines Tages bist du da, wo ich jetzt bin. Eines Tages bist du die, die ich jetzt bin. Eines Tages hast du das, was ich jetzt habe.

Dann liegst du im Bett, an diesem Morgen. Dem Morgen, der jetzt ist.

Es ist ein sehr breites Bett. Das Bettzeug ist mit Biber bezogen, weil das so schön griffig ist und sich so sauber anfühlt. Du weißt das noch nicht, aber wenn du so alt bist wie ich jetzt, dann wirst du es wissen. Sobald du Biberbettwäsche kennst, wirst du nie mehr in anderem Bettzeug schlafen, zumindest nicht freiwillig.

Du hörst seine Schritte, dann geht die Tür leise auf, und er kommt rein. Er flüstert: »Darf ich?« Du musst lachen, weil du weißt, was er meint. Du antwortest nicht, das ist auch nicht nötig, weil er weiß, dass er nicht darf, und weil er es trotzdem tun wird. Weil er es jeden Morgen tut. Er tritt ans Fenster, reißt es auf. Eiskalte Luft flutet den Raum wie eine Woge Meerwasser, du erschauerst und stößt einen Klagelaut aus, ziehst die Decke dichter um dich, versuchst, mit einem Arm die zweite Decke darüber zu ziehen. Er lacht, und du lachst auch. Dann kommt er näher, tritt einen Schritt auf das Bett zu, dann noch einen, er beugt sich zu dir und sagt: »Frostbeule.«

Du sagst: »Fiesling.«

Dein Mann ist groß und attraktiv, sein volles dunkles Haar zeigt noch keine Spur Grau. Und wenn er dich ansieht, ist da nichts als Liebe in seinem Blick. Du weißt, dass er sie gar nicht wahrnimmt.

Sie: die Pigmentflecken, die dir Hals und Gesicht entstellen. Flecken, für die du dich schämst, seit du denken kannst. Aber weil er sie nicht sieht, musst auch du sie nicht mehr sehen.

Er beugt sich noch etwas näher, um dich zu küssen. Er ist noch feucht, weil er schon geduscht hat, das tut er immer, während du noch schläfst, er ist ein Frühaufsteher.

»Hast du gut geschlafen, Liebling?«, fragt er und mustert dich besorgt. Manchmal sieht er deinem Gesicht etwas an. Manchmal hängt ein Rest Traum noch darin wie ein Fetzen Spinnweb.

»Wunderbar«, sagst du und küsst ihn noch einmal, damit er dir glaubt.

Und dann hörst du aus dem Nebenzimmer eine Stimme. Sie ist etwas dünn und verwaschen. Sie ruft: »Mami!«

Und du rufst: »Hereinspaziert!« Und dann hörst du dieses Tapsen kleiner Füßchen, dieses unverkennbare, geliebte Geräusch, der Vorteil, den Laminat gegenüber Parkett hat, ist, dass man dieses köstliche Tapsen so gut hört, und dann kommt sie hereingetorkelt und flutet das Schlafzimmer mit Sonnenschein, sie, schlaftrunken in ihrem weißen Schlafanzug mit den gelben Entchen, und sie hebt ihren kleinen Po ins Bett und sinkt in deinen Arm. Und da liegt dann ihr Kopf an deinem Kopf, die Augen fest geschlossen, und die Strähnen eurer Haare fließen ineinander, ihre in leuchtend hellem Aprikosenblond, deine nur einen Hauch dunkler, und alles in dir weitet sich und weitet sich und weitet sich. Sie stupst ein wenig, auffordernd, aber du weißt, dass du sie jetzt nicht küssen darfst, sonst wird sie sich lautstark beschweren, erst muss sie ein wenig hampeln und stoßen, wie ein kleines Ziegenböckchen.

Er kommt herein, also muss er zwischendurch hinausgegangen sein, in der Hand hält er eine Kaffeetasse für dich, und er sagt: »Meine beiden Goldfasane!« Er setzt sich vorsichtig auf die Bettkante und will dir den Kaffee reichen, aber du hast sie im Arm, also hält er inne und betrachtet euch.

»Was ist heute für ein Tag?«, fragt er.

Du wirfst einen sehnsüchtigen Blick auf den duftenden Kaffee. »Heute ist Gespräch-im-Kindergarten-Tag«, sagst du. »Sie hatten mich um einen Termin gebeten.«

»Wahrscheinlich wollen sie, dass du noch mehr Kuchen backst.«

»Davon gehe ich aus.«

Er trinkt einen Schluck von deinem Kaffee und schüttelt den Kopf, aber er meint nicht den Kaffee. »Ich verstehe nicht, warum es Kindergarten heißt. Es müsste Kuchengarten heißen. So viele Kuchen, wie alle Eltern zusammen im Jahr backen, das ist physikalisch unmöglich. Die kann keiner essen, die passen nicht mal in den Kindergarten. Ich glaube, die haben da unter dem Kindergarten ein gewaltiges unterirdisches Zwergenreich, in dem sie mit Ziegeln aus von Eltern gebackenen Kuchen Säulenhallen erbauen. Wie die Minen von Moria.«

Er hat Humor und Phantasie, dein Mann.

Sie rekelte sich und schlägt die Augen auf. Ihr Blick geht erst prüfend über dein Gesicht und richtet sich dann auf seins. »Was ist Moria?«, fragt sie. Ihre Stimme klingt verschlafen.

»Das unterirdische Kuchenreich der Kindergärtnerinnen«, sagt er.

»Das heißt Erzieherinnen«, sagst du. Und zu ihr sagst du: »Papa macht nur Quatsch. Das ist aus einem Film, den du mit ihm sehen darfst, wenn du groß bist.«

Und jetzt ist sie wach genug, darum darfst du sie küssen, und das tust du, und dann schiebt sich ihre kleine warme Hand in deine große kalte, und mit der anderen Hand greifst du dankbar nach der Kaffeetasse, ehe er sie ausgetrunken hat.

So beginnt dein Tag.
Glücklich.

Und du bist unendlich dankbar dafür. Weil all das dein Leben ist. Weil ihr zusammengehört, ihr drei.

Weil jedes andere Leben für dich absolut undenkbar ist, weil es nicht das hier wäre. Das hier, das mit der kalten Morgenluft und den kleinen Füßen, die dich treten, und dem Geruch von Kaffee und der Aussicht auf einen ganz normalen glücklichen Tag, voll mit deinem Leben.

Ja, mein liebes früheres Ich. Jeder einzelne deiner Tage ist voller Liebe und Wärme. Das ist es wert. Alles. All die Albträume und alles, was du erlitten hast, alles, was du getan hast, und alles, was du tun wirst.

os, Maus«, sage ich. »Gleich fängt der Kindergarten an.«

Die halbe Stunde zwischen Frühstück und Kindergarten ist jedes Mal ein Kraftakt. Es kostet mich Überwindung, ihr nicht beim Stiefelanziehen zu helfen, aber sie muss das allein können, und wenn ich ihr immer helfe, lernt sie es nie.

Es sind lilafarbene Wildlederstiefelchen mit einem Reißverschluss an der Seite. Es ist kinderleicht, sie anzuziehen, hat die Verkäuferin versichert und den Reißverschluss auf- und wieder zugezogen. Jetzt sitzt Ruby auf dem Flurteppich und hält sich den linken Stiefel an den rechten Fuß, als würde der sich dann von allein anziehen.

»Entenfuß!«, sage ich.

Sie dreht in Zeitlupe den Kopf zu mir, verständnislos.

»Falscher Fuß!«, präzisiere ich. »Komm, mach schnell, Maus, wir müssen los!« Ich ziehe mein Handy hervor, fotografiere die Entenfüße und schicke das Bild mit einem Herzchensmiley an Gabriel. Das hilft mir, ruhig zu bleiben. Das Ganze mit einem Herzchen zu betrachten, sozusagen, obwohl ich es eilig habe.

Er liest es sofort und antwortet mit drei Herzchensmileys und einem Kuss.

Ruby betrachtet den Stiefel in ihrer Hand und stellt ihn in Zeitlupe neben den anderen.

»Mami«, sagt sie, ihre Hände sinken abwärts.

»Ja?«

»Ich wollte dich was fragen.«

»Dann frag. Aber zieh dich dabei an, schnell!«

»Jetzt hab ich vergessen, was ich fragen wollte.« Sie guckt etwas verloren in die Luft, die Stiefel hat sie losgelassen.

»Die Stiefel, Maus! Anziehen!«

Ihre Finger zupfen ungeschickt am Reißverschluss, ohne dass sich etwas tut.

Ich seufze. Dann fällt mein Blick doch auf die Uhrzeit, zum Glück, vielleicht. Ich werfe kurzentschlossen meine Erziehungspläne über den Haufen und gehe in die Hocke, um ihr die Stiefel selbst anzuziehen. Heute ist wieder einer der Tage, an denen sie ganz besonders unkonzentriert und müde wirkt.

Der Termin gleich wird nicht angenehm werden, das weiß ich schon. Meine feenhafte Tochter ist das, was man vermutlich ein Problemkind nennt. Umso wichtiger wäre, dass wir wenigstens rechtzeitig da sind. Ab neun Uhr ist die Tür geschlossen, sodass man klingeln muss. Die Gruppen haben dann ihren Morgenkreis, die Kinder sitzen alle aufmerksam um die Erzieherinnen herum, und es ist wirklich ignorant, diesen Rhythmus zu stören, das weiß ich.

Und trotzdem: Als Ruby endlich fix und fertig vor mir steht, fällt ihr ein, dass sie noch einen Buntstift in der Tasche hat, und besteht darauf, ihn zurück in ihr Zimmer zu bringen. Als ich ihn ihr abnehmen will, bricht sie in Tränen aus und lässt sich nicht beruhigen, also schließe ich die Haustür wieder auf und sehe ihr nach, wie sie im Schneckentempo in ihr Zimmer schlurft, um den Buntstift in die große blaue Metalldose auf ihrem Maltisch zu legen.

Danach geht es wieder, die Tränen sind versiegt, und sie ist gut gelaunt.

»Mami, wir müssen jetzt aber wirklich los!«, sagt sie und legt vertrauensvoll ihre Hand in meine.

Zehn Minuten später ist das rote Backsteingebäude des Kindergartens in Sichtweite. Vielleicht schaffen wir es noch rechtzeitig. Ich ziehe Ruby beinahe an der dichten Hecke entlang und biege gerade in die breite Einfahrt ein, als plötzlich eine blonde Frau

in schickem grauen Trainingsanzug vor uns steht. Das ist Angela. Ihre Augen leuchten auf, als sie uns sieht. »Guten Morgen!«

»Guten Morgen«, murmle ich und hoffe, dass sie mich in Ruhe lässt. Angela geht morgens immer laufen. Vielleicht winkt sie nur und sprintet dann los, eifrig, wie sie ist.

»Na? Heute zu spät?« Angela ist eine Klatschtante. Sie ist die, die schon am ersten Tag auf mich zugestürmt ist. Was ich zuerst als Nettigkeit interpretiert habe, entpuppte sich als reine Neugierde. Sie versuchte sofort, jedes Detail über uns in Erfahrung zu bringen. Ich übertreibe nicht – sie fragte sogar, was für ein Auto Gabriel fährt, und wollte absurde Details zu seinem Job wissen.

Ich sehe auf die Uhr. Es ist eine Minute nach neun. »Ja, leider. Schönen Tag dir!«

Aber Angela lässt mich nicht einfach weitergehen. »Wir wollten uns doch mal treffen. Ich ruf dich an!« Es klingt wie eine Drohung.

»Alles klar«, antworte ich, strecke die Hand nach der Klinke aus und wende Angela den Rücken zu.

Die Eingangstür ist bereits geschlossen. Wir sind zu spät, wieder einmal. Also drücke ich die Klingel. Warum sind wir eigentlich nicht früher losgegangen? Das frage ich mich immer wieder. Offenbar lerne ich nicht dazu.

Irgendein junges Mädchen öffnet uns, lächelt unbeholfen und verschwindet dann. Vermutlich eine Schulpraktikantin.

Wie immer riecht es durchdringend nach Kinderschweiß und Mittagessen, schon morgens riecht es hier so. Ich würde gern alle Fenster öffnen in diesem Kindergarten, einmal nur, aber das würde das feuchtwarme Klima zerstören, das Kinder so sehr brauchen, weil es egal ist, wie sie riechen, solange sie es warm genug haben.

Hastig ziehe ich Ruby die Stiefel aus und die Hausschuhe an, streife ihren Mantel ab und hänge ihn an ihren Haken.

Dann küsse ich sie auf den Kopf, atme noch einmal ihren Geruch ein und lächle. Tatsächlich kostet es mich meistens etwas Überwindung, sie loszulassen. »Du bist die Beste und die Liebste und die Einzige, und ich wünsch dir einen tollen Tag!«, sage ich wie jeden Morgen. »Tschüss, bis nachher!«

Doch meine Tochter sieht absolut nicht so aus, als wäre sie bereit, mich zu verabschieden. Sie strahlt mich so zauberhaft an, als wären wir uns soeben das erste Mal seit Tagen begegnet.

»Geh schon, Maus!«, ermuntere ich sie. »Ab in deine Gruppe!«

»Mami«, sagt sie.

»Na los!«

Sie zögert. »Mami«, sagt sie noch einmal. Und dann stakst sie tatsächlich in Richtung Gruppenraum.

Ich bleibe im Flur stehen und unterdrücke ein Seufzen. Ja, heute ist sie besonders ... besonders. Besonders besonders, genau.

»Na, alles okay?«, fragt munter eine Stimme hinter mir. Ich drehe mich um. Es ist Jenny, die Leiterin. Sie ist um die fünfzig und sieht handfest aus, so nennen Gabriel und ich es immer – aus seinem Mund bedeutet das, dass er sie unattraktiv findet, aus meinem, dass ich sie etwas einschüchternd finde mit ihrer zupackenden Art, der ich so gar nichts entgegenzusetzen habe.

»Ja klar«, sage ich. »Mir fällt nur gerade ein, dass ich die Wechselwäsche zu Hause vergessen habe.« Vergangene Woche hat sich Ruby zweimal eingenässt, und weil wir diese Phase eigentlich schon hinter uns haben, vergesse ich immer, neue Wechselsachen bereitzulegen.

»Das ist doch nicht schlimm«, sagt Jenny und lächelt. Wenn sie lächelt, sieht sie noch handfester aus. »Wir haben ja genug. Denk einfach das nächste Mal daran, okay?«

»Ja, mach ich!«

»Wollen wir dann rübergehen? Da können wir ungestört reden«, sagt Jenny. Ihr Ton ist bemüht aufmunternd.

»Na klar.« Ich unterdrücke ein Seufzen. Also geht es nicht um Kuchen oder Wechselwäsche.

Ich folge ihr durch den Gruppenraum ins Atelier. Ich hatte schon viele Gespräche wegen Ruby, und darum kommt mir der kleine Raum sehr bekannt vor. Die Erzieherinnen nennen ihn euphemistisch das Atelier, dabei ist er höchstens fünfzehn Quadratmeter groß. Immerhin hat er ein großes Fenster. In einem Regal an der Wand befinden sich unzählige bunte Schachteln, und die Wände sind mit bunten Handabdrücken verziert. Wie alle Besucher habe ich meine Straßenschuhe am Eingang lassen müssen, und durch meine Strümpfe spüre ich, wie ich bei jedem Schritt auf mindestens eine Bügelperle trete. Das ist immer so, wenn ich hier bin. Ich frage mich, warum in diesem Raum schon morgens Bügelperlen verstreut sind, ich vermute doch, dass hier täglich gesaugt wird. Aber ich werde mich hüten, deswegen nachzufragen.

Jenny lächelt aufmunternd.

»Jaa«, sagt sie, als hätte ich sie etwas gefragt. »Schön, dass du Zeit gefunden hast. Wir müssen mal reden.«

Sie tippt mit der Fingerspitze auf einen Stapel Papier. Und schlagartig weiß ich, worum es geht. Um Bilder, die Ruby gemalt hat.

»Es gibt da leider ein Problem«, sagt Jenny.

Die Eingewöhnungszeit ist ja schon etwas her, Ruby ist jetzt seit drei Monaten in der Gruppe«, sagt Jenny. »Sie ist so glücklich mit den Kaninchen, am liebsten würde sie sie die ganze Zeit streicheln. Aber wir versuchen sie natürlich zu animieren, dass sie auch mit den anderen Kindern spielt. Daran scheint sie aber wenig Interesse zu haben.«

Ich nicke. »Ja, das ist mir auch aufgefallen. Sie ist lieber für sich.«

»Das steht ihr ja auch zu«, sagt Jenny, und in diesem Zugeständnis höre ich schon das Aber, das unweigerlich kommt. »Aber natürlich wäre es gut, wenn sie sich etwas öffnet. Einfach, damit sie andere Erfahrungen macht. Und auch mit Blick auf die Einschulung nächstes Jahr. Sie wirkt oft abwesend, beteiligt sich nicht am Morgenkreis, und auch an Rollenspielen hat sie kein Interesse. Auch altersgerechte Brett- und Kartenspiele verweigert sie. Sie ist das einzige Kind, das Uno nicht mag.« Bekümmert sieht sie mich an.

»Oh«, sage ich. Ich habe selbst oft versucht, mit ihr Uno zu spielen. Die Junior-Edition, mit Tieren statt Zahlen.

»Spielt sie denn zu Hause mit anderen Kindern?«

Ich lege den Kopf schief. Es ist kein Nicken, aber eine Verneinung ist es auch nicht. Es ist ein Ausweichen vor der Antwort. Ich sage: »Wir leben tatsächlich etwas zurückgezogen. Mein Mann und ich sind auch eher ruhig.«

Jenny nickt voller Verständnis. Dann lächelt sie, als sei ihr eine tolle Idee gekommen. »Manchmal regelt so etwas ja auch das Leben selbst. Vielleicht bekommt sie ja demnächst ein Geschwisterchen?« Sie zwinkert, als sei das ein ganz, ganz toller Tipp.

Ich lächle mit der Strahlkraft einer verlöschenden Taschenlampe, um mir meine Bitterkeit nicht anmerken zu lassen. Warum denken eigentlich manche Menschen, dass anderer Leute Familienplanung von öffentlichem Interesse ist und dass jeder ein Recht auf Auskunft und Ratschläge hat? Ich möchte sie anschreien, dass sie das absolut nichts angeht. Ich denke an die Jahre, in denen ich verzweifelt versucht habe, schwanger zu werden. In der Türkei soll man Oliven essen. In China Aprikosen. Hier sind es, je nachdem, wen man fragt, Zwiebelsuppe, Walnüsse, wegen der guten Fette, oder grünes Gemüse, wegen der Antioxidantien. Ich habe restlos alles gegessen, was mir irgendjemand empfohlen hat. Jahrelang, täglich. Dazu Hormonbehandlungen, Inseminationen, IVFs. Und dann das Hoffen und Bangen und Warten und all die Tränen, wenn es wieder nicht geklappt hat. Und Jenny meint, so etwas regelt das Leben selbst? Bei anderen Frauen vielleicht. Nicht bei mir. Ich musste dafür etwas tun.

Ich sage: »Schauen wir mal, wie es kommt.«

Sie nickt zweifelnd. »Ruby fühlt sich wohl bei uns. Aber da ist doch einiges, was uns Sorgen macht.«

Vorsicht, denke ich. Also reiße ich mich zusammen, lächle warm und sage: »Es ist wunderbar, wie viel Anteil ihr an Ruby nehmt. Das bedeutet mir sehr viel. Ich habe gestern noch zu meinem Mann gesagt, was für ein Glück wir mit diesem Kindergarten haben.«

Für einen Moment wirkt sie irritiert, dann leuchtet ihr Gesicht kurz auf. Erzieherinnen werden für ihre harte Arbeit viel zu selten gelobt, und wenn man es tut, wissen sie zuerst gar nicht, wie sie damit umgehen sollen. Sie sagt: »Ruby ist so ein liebes, besonderes Kind. Und wir sehen, wie toll du und der Papa die Situation meistert.«

Ich lächle noch mehr. »Das haben wir auch euch zu verdanken.«

Was steht da auf dem Papier auf ihrem Klemmbrett?

»Sie soll ja nächstes Jahr eingeschult werden, richtig?«

Das ist eine rhetorische Frage. Ruby ist fast sechs Jahre alt. Sie spielt nicht mit Kindern, sie meldet sich im Morgenkreis nie zu Wort, sie nässt sich manchmal ein.

Oft.

Ich nicke.

Jenny fragt: »Wurden denn schon irgendwelche Abmachungen getroffen? Wegen ihres erhöhten Förderbedarfs?«

Ich lächle. »Es ist ja offensichtlich, dass Ruby sehr besonders ist. Sie hat eben ihren eigenen Kopf und ihr eigenes Tempo. Mein Mann und ich sind da ständig im Austausch.« Ob miteinander oder mit wem, sage ich nicht. Das geht sie auch nichts an. Es ist essenziell, immer den Ehemann im Gespräch zu erwähnen. Das suggeriert, dass wir in ständigem Gespräch über den Zustand unserer Tochter sind, und auch, dass wir einander hinterfragen.

»Ich verstehe«, sagt Jenny, vermutlich bedeutet das, dass sie es nicht versteht. »Sie malt ja diese«, Kunstpause, »Rechtecke. Oder anders gesagt, sie malt nicht einmal ein Rechteck mit Strichen, sondern sie füllt einfach das Papier bis fast zum Rand. Für den Schulbesuch *muss* sie Formen zeichnen können.«

Das »muss« kommt für mich etwas zu laut. »Ich bin sicher, das entwickelt sich.«

»Genau. Die Kompetenz zum Zeichnen muss sich entwickeln. Kinder kritzeln erst, dann kommen Kreise und Striche, einfache Formen, dann erst Figürliches. Mit etwa drei Jahren malen sie Kopffüßer aus einem Kreis und Strichen. Praktisch all das fehlt bei Ruby.« Jenny greift nach der Mappe und schlägt sie auf. »Vergangene Woche wollte ich die Bögen zur Entwicklungsdiagnostik ausfüllen. Ich zeig dir das gern mal, aber ... Guck mal.«

Sie dreht die Mappe um, sodass ich die vorgefertigten Bögen erkennen kann.

»Malt Figuren« steht da, und dahinter sind Zahlen von 1 bis 5 anzukreuzen.

Jenny hebt die Schultern und lässt sie fallen. »Ich weiß schlichtweg nicht, was ich da ankreuzen soll. Ich habe keine Ahnung, ob Ruby in der Lage ist, Figuren zu zeichnen. Ich weiß nur, dass sie jede Aufforderung dazu ignoriert.«

Ich bin beinahe erleichtert, dass es nur das ist. »Das ist doch nicht schlimm.«

Jenny runzelt die Stirn. »Nun. Wir können ihre Feinmotorik nicht testen.«

Jetzt muss ich lächeln. Ich weiß genau, wovon sie spricht. Wie oft hat mich meine feenhafte Tochter zum Staunen gebracht mit der Vehemenz, mit der sie normales Malen verweigert.

»Es ist sehr ungewöhnlich, dass ein so freundliches Kind solche Anforderungen rigoros ablehnt. Das kann auch ein Hinweis sein.«

Auf PDA-Autismus, das weiß ich selbst. Ich kenne eine Menge Sachen, die Menschen durch den Kopf gehen, wenn sie unsere Tochter sehen. Frühchen, Sauerstoffmangel, Fetales Alkoholsyndrom, eine von vielen Autismus-Spektrumsstörungen. Nur bei einem sind sich alle einig: Normal ist sie nicht. Was auch immer das heißen soll. Welcher Mensch ist schon normal?

Jenny hebt entschuldigend die Hände: »Wir sehen das hier ganz locker. Aber der Punkt ist: In der Schule muss sie das können. Auf Anforderungen reagieren. Aber auch etwas Figürliches zeichnen. Beides gehört zur Grundlage für einen erfolgreichen Schulbesuch.«

Ich nicke. »Ja, das stimmt natürlich. Aber ich bin sicher, mit Liebe und Geduld wird für Ruby irgendwann der Zeitpunkt kommen, und dann malt sie Blumen und Katzen wie alle anderen.«

»Nun«, sagt Jenny. »Das wäre gut.« Sie macht eine Pause. »Mein Problem ist trotzdem, dass ich diese Bögen nicht ausfüllen kann.«

Eine Pause entsteht. »Ich verstehe«, sage ich, ehe diese Pause zu unangenehm wird. Dabei verstehe ich nichts. Aus meiner

Sicht ist es weder das Problem von mir noch von Ruby oder Jenny, wenn sie irgendwelche Bögen nicht ausfüllen kann.

Ich würde gern sagen, dass sie die verdammten Bögen dann eben nicht ausfüllen soll. Aber so etwas sagen nur Menschen wie Gabriel. Menschen, die nicht von klein auf alles versuchen, um möglichst so zu sein wie alle anderen. Wer als Kind schon gefleckt wie eine Giraffe ist, passt sich an, immer und überall. Eine Giraffe möchte nicht auffallen. »Was können wir denn tun?«, frage ich und lege etwas Verzweiflung in meine Stimme, um Jenny zu zeigen, dass ich die Angelegenheit sehr ernst nehme.

Jenny seufzt. »Man muss Ruby noch einmal anders animieren. Versuch es mit neuen Stiften. Kratzpapier. Kennst du Kratzpapier? Das lieben Kinder. Aber ansonsten ... Ihr seid ja bei den normalen Vorsorgeuntersuchungen. Oder?«

»Ja«, lüge ich.

»Lasst euch Ergotherapie aufschreiben, komisch, dass sie das noch nicht hat. Vielleicht wäre eine Kunsttherapie das Richtige für sie. Wir haben das im Team mal besprochen.«

Ich starre sie an. »Kunsttherapie?«

Jenny nickt. »Für manche Kinder ist das eine Möglichkeit zu artikulieren, was sie beschäftigt. Und für Ruby scheint Malen so wichtig zu sein, vielleicht könnte das doch ihre Art werden, mit der Welt in Kontakt zu treten.«

»Aber genau das tut sie doch schon. Dafür braucht sie keine Therapie.«

Jenny schüttelt den Kopf. »Nein, das tut sie nicht. Niemand versteht, was sie malt, man erkennt nichts von der Welt darin wieder. Und darum ist es keine Kommunikation.«

Der Punkt geht an Jenny.

»Ich spreche mit meinem Mann darüber«, sage ich. Und als ich nach meiner Tasche greife und mich erhebe, frage ich mich plötzlich, was Jenny eigentlich tun würde, wenn ich ihr nicht zustimmen würde.

Ich bin eine elende Betrügerin, das weiß ich selbst am allerbesten. Ich glaube nicht, dass ich jemanden täuschen kann, aber ich versuche es.

Heute kümmerge ich mich um die Tomaten. Unser Haus hat nicht so viel Garten wie die meisten anderen um uns herum, aber am Ende des 1200 Quadratmeter großen Grundstücks ist eine kleine Ackerfläche, die mich förmlich zwingt, sie zu bepflanzen. Nicht, dass wir das nicht ohnehin vorgehabt hätten – das ist ja irgendwie der Sinn vom Landleben. So haben wir es uns zumindest von der Großstadt aus vorgestellt.

Und darum sollen hier jetzt Bohnen, Auberginen, Kürbisse und Salat wachsen. Unter anderem, wohlgemerkt. Und natürlich die Tomaten.

Wir sind erst vor einem knappen halben Jahr nach Kirchbach gezogen, das ist ein kleiner Ort im Westerwald. Raus aufs Land, wie es so schön heißt und wie es sich bestimmt viele junge Familien wünschen, die ihre enge Mietwohnung in der lauten, überfüllten Stadt gegen ein Haus mit frischer Luft und Gemüsegarten eintauschen wollen. Im Dachgeschoss hat Gabriel sich ein Büro eingerichtet, und damit es echte Arbeitsbedingungen sind, habe ich versprochen, dass ich ihn dort in Ruhe lasse – das würde ich in seiner Firma schließlich auch tun. An den Homeoffice-Tagen isst Gabriel mittags mit uns, und sobald Ruby im Bett ist, haben wir Pärchenzeit. Und ich glaube, die ist bei uns viel intensiver als bei anderen, zumindest nach allem, was ich so höre. Entweder wir spielen Scrabble oder wir gucken alte Filme und trinken Wein dazu – »Wine and Crime« haben wir das getauft.

Oft sitzen wir einfach auf der Terrasse und reden.

Ich vermisse meine Arbeit als Logopädin nur manchmal. Früher habe ich am liebsten Schlaganfallpatienten behandelt, was für manche deprimierend klingt. Aber ich mochte die konzentrierte, fast intime Atmosphäre des Arbeitens, den gemeinsamen Stolz auf die Fortschritte, die Dankbarkeit.

Bei der logopädischen Behandlung von Kindern hat man es vor allem mit ehrgeizigen Müttern zu tun. Die meisten von ihnen überwachen alles, was therapeutisch geschieht, so argwöhnisch, als hätten sie Angst, dass ihre Goldkinder bei der Abifeier immer noch lispeln. Manchmal musste ich die Mütter regelrecht rausschmeißen, weil sie nicht begreifen wollten, dass wir ohne Störung viel besser vorankamen. Das übersteigerte Fördern und Optimieren von Kindern habe ich schon immer befremdlich gefunden, auch, als ich Ruby noch nicht hatte.

Wenn sie in der Schule ist, werde ich mich langsam wieder nach einer Halbtagsstelle umsehen, aber bis dahin nutze ich die Zeit, es uns hier schön zu machen. Im Garten ist eine Menge zu tun. Wir haben vor, zumindest teilweise Selbstversorgung anzustreben. Allerdings muss man dafür vermutlich mehr Ahnung oder Erfahrung oder beides haben als ich.

Die Tomate an sich ist eine Hydra. Ist das der richtige Name? Ich meine dieses Monster, dem Köpfe nachwachsen, wenn man etwas abschneidet. So sehen alle unsere Tomaten aus, krummbeinige, bucklige Gewächse, die in alle Richtungen streben, statt an den gewundenen Stäben zu bleiben, die ich extra für sie gekauft habe.

Ich richte mich auf und streife meine Gartenhandschuhe ab, nehme den Eimer mit dem abgeschnittenen Tomatengrün und gehe zurück zur Terrasse, um eine wohlverdiente Pause einzulegen. Nach einer halben Stunde, in der ich beherzt das Grünzeug

herausgerissen habe, das ich für Unkraut halte. Statt durch den Garten zu schlendern und wohlgefällig mein Werk zu betrachten, setze mich an den Gartentisch und beschließe, mich mit einer geheimen Zigarette zu belohnen. Wir rauchen nicht, weil wir es unverantwortlich finden, wenn Eltern rauchen. Aber Ruby ist im Kindergarten und Gabriel im Arbeitszimmer, und er wird es vor der Mittagspause nicht verlassen.

Ich scrolle die Fotos durch, die ich von unserem Gemüse gemacht habe. Die Kohlpflanzen sind abgeknabbert, die Bohnen haben gelbe Blätter, der Salat hat erst fröhlich vor sich hin geblüht und ist dann eingegangen. Von der Aubergine habe ich noch gar nichts gesehen, vielleicht habe ich die Pflanzen auch ausgerissen, weil ich sie für Unkraut hielt. Nur die Tomaten wirken vital, aber aggressiv. Monströs eben. Sie erinnern mich an diese junge Frau in der Serie, die wir letztens geguckt haben, die von einem Dämon besessen ist und der plötzlich die Gliedmaßen an den unmöglichsten Stellen so abknicken, dass man beim Anblick selbst vor Schmerz aufschreien muss. Früchte tragen sie nicht, obwohl sich an einigen der Blütenstände grüne Knubbel gebildet haben, von denen einige langsam braun werden. Laut Internet passiert da jetzt auch nichts mehr. Es ist Spätsommer. Es ist zwar der verregnetste Sommer aller Zeiten, aber andere Menschen ernten trotzdem Gemüse. Oder?

Die Wahrheit ist: Ich habe keine Ahnung von Gartenarbeit. Und obwohl ich ständig Podcasts zum Thema Gemüseanbau höre und eine Unmenge an Dünger und Werkzeugen im Internet bestellt habe, wird auf unserem winzigen Acker nichts so, wie es soll. Vermutlich kann ich niemanden täuschen, der in der Lage ist, einen Apfel von einer Kartoffel zu unterscheiden. Ich versuche es trotzdem immer wieder.

Ich drücke meine geheime Zigarette im geheimen Marmeladenglas aus, schraube es zu und verstecke es im wild wuchernden ... ja, das ist eindeutig Lavendel.

Dann schicke ich eine Reihe Tränenemojis hinauf in Gabriels Arbeitszimmer. Seine Antwort kommt wie immer sofort.

Er: »Was ist passiert, Liebling?«

Ich schicke ihm erbarmungswürdige Bilder von Unkraut, Kohl und einem besonders abstoßenden knorrigen Tomatenmonster.

Er: »Denk an Rom.«

Ich: »???«

Er: »Rom ist auch nicht an einem Tag erbaut worden.«

Er: »Es gibt ja auch noch den Supermarkt.«

Ich: »So ist das Landleben??? Gemüse aus dem Supermarkt???«

Er: »Dann kauf halt bei einem Bauern. Vielleicht gibt er dir gratis Tipps dazu.«

Ich schicke noch mehr Tränenemojis.

Er: »Wie war es mit den Zwerginnen von Moria?«

Ich: »Erzähl ich später.«

Er schickt einen Kuss.

Kartoffeln und Äpfel aus eigener Ernte« steht auf dem selbst gemalten Schild, das am Zaun hängt. Genau so sollte man einkaufen, wenn man schon im eigenen Gemüsegarten versagt, finde ich. Seit Monaten will ich hier mal mit Ruby hin, aber irgendwie habe ich es bisher nie wahr gemacht.

»Wollen wir mal schauen«, flüstere ich Ruby zu und drücke aufmunternd ihre Hand.

Sie drückt zurück, und mich durchströmt warme Mutterliebe.

Alle Eltern auf der Welt wünschen sich für ihr Kind nur das Beste. Sie wünschen sich, dass es gesund ist und stark und begabt und phantasievoll und glücklich. Und wenn es dann nicht so phantasievoll ist, aber sportlich, oder nicht so stark, aber sehr begabt, ist das nicht schlimm oder sogar umso besser, weil es das Kind zu dem macht, was es ist.

Unser Kind ist nicht ganz altersgemäß entwickelt. Es kann nichts besonders gut und wird es vielleicht auch nie. Aber Ruby ist unser Kind, und wir lieben sie, und sie malt nicht gut, aber sie malt gern, und zwar diese seltsamen Bilder. Nichts und niemand auf der Welt kann machen, dass sie normal wird.

Unser Kind hatte eine schwierige Geburt, aber sie lebt. Sie isst, sie spricht, sie bewegt sich. Sie lacht und sie ist glücklich.

Man könnte einen irren Aufwand an Förderung betreiben, um sie in irgendeinem Bereich wenige Prozentpunkte nach vorn zu bringen. Dafür müssten wir ständig Gespräche führen, Behandlungsbögen und Atteste herumreichen und von jedem Menschen um uns herum mit Mitleid, Diagnosen und Hilfsangeboten konfrontiert werden. Und Ruby würde an jedem Tag ihres Lebens spüren, dass sie nicht normal ist, dass man sie

anders haben will, als sie ist. Das wollen wir nicht. Wir werden jede Bewertung und Beurteilung so lange wie möglich von ihr fernhalten. Wir wollen sie einfach nur in Ruhe und mit Liebe aufwachsen lassen, bis sie ihren Platz in der Welt findet. Und nachdem wir einige unruhige Jahre hinter uns gebracht haben, glauben wir, dass die Ruhe hier auf dem Land ihr dabei helfen wird. Allerdings sind wir in Sachen Landleben noch ziemlich Anfänger.

»Mami«, sagt Ruby und zieht an meiner Hand.

Vor dem Hoftor sitzt eine graugetigerte Katze und putzt sich. Sie macht keine Anstalten, aus dem Weg zu gehen.

»Lebt sie?«, fragt Ruby und bleibt stehen. Sie starrt die Katze an.

»Natürlich lebt sie, Maus. Willst du sie streicheln?« Ich gehe in die Hocke und strecke der Katze meine Hand hin, sie würdigt mich keines Blickes. Irgendwo kreischt ein Kind. Mit einer trägen Bewegung erhebt sich die Katze. Ein Sprung, und sie ist weg.

Als ich das Hoftor öffne, sehe ich, dass wir nicht die einzigen Besucher sind. Noah aus dem Kindergarten steht mit seiner Mutter vor dem Eingang zum Hühnerstall und rührt mit einem Stock in einer Pfütze. Wahrscheinlich war er es, der eben gekreischt hat. Beide tragen die gleichen grüngemusterten Gummistiefel.

»Da ist Noah«, sage ich zu Ruby. Sie reagiert nicht.

Vermutlich meinen die Erzieherinnen genau das. Rubys Interesse an anderen Kindern ist gleich null. Ihr Interesse an Erwachsenen eigentlich auch. »Hey, Noah!«, rufe ich mit gespielter Begeisterung, und in dem Moment, in dem der Name meine Lippen verlässt, werde ich von entsetzlichen Zweifeln befallen. Ist das überhaupt Noah? Oder heißt er Jona? Jonas? Elias? Nicht nur das Interesse meiner Tochter an anderen Menschen ist gering.

Meines auch.

»Hallo, seid ihr auch da?«

Jona-Noahs Mutter trägt einen fleckigen Parka und buntgemusterte Leggings. Ich erinnere mich dunkel, dass sie eine Karrierefrau ist, die irgendwo weit weg eine Professur hat und pendelt. Das hat Angela mir erzählt. Danach sieht sie allerdings überhaupt nicht aus, die wenigen Male, die sie sich im Kindergarten blicken ließ, trug sie Klamotten wie eine Studentin in den Neunzigern.

»Die Äpfel. Wir wollen Kuchen backen.«

»Gute Idee! Dafür bin ich immer viel zu faul.« Sie lächelt entwaffnend. »Auch wenn die besten Äpfel für Kuchen noch gar nicht reif sind, glaub ich.«

»Oh.«

»Du bist Nathalie, richtig? Ich bin Linda. Meistens ist mein Mann mit Noah unterwegs, darum kenne ich nicht alle Eltern.«

Als ich den Namen höre, bin ich erleichtert. Ich habe ihn mir also doch richtig gemerkt. »Freut mich«, sage ich.

»Noah ist ganz enttäuscht, dass die Hühner nicht draußen sind. Ich hab ihm erklärt, dass die keinen Bock auf das Wetter haben und lieber kuschelig im Stall sitzen. Kann man ja verstehen bei so einem verregneten Sommer. Magst du die Hühner auch so gern?«

Letzteres richtet sie an Ruby, die nicht reagiert. Noah stapft währenddessen entschlossen durch die Pfütze, macht eine Kehrtwende und nimmt denselben Weg zurück. Sein Gesicht spiegelt grimmige Zufriedenheit über das, was er tut, von seiner angeblichen Hühnerenttäuschung merkt man nichts. Ruby steht etwas verloren neben mir und tut gar nichts.

Linda sagt zu ihr: »Willst du Noah nicht helfen, sich nass zu machen?«

Ruby versteht keine Ironie, aber das kann Linda ja nicht wissen. Ich stupse sie an. »Maus, willst du nicht mit Noah spielen?« Ich habe noch Jennys Stimme im Ohr, die mir sagt, dass Ruby mehr Kontakt zu anderen Kindern braucht. Wenn ich mir den

robusten, dreckbespritzten Noah ansehe und daneben ihre verlorenere schmale Gestalt, dann verstehe ich immerhin, wie das auf die Erzieherinnen wirkt.

Noah guckt erst zu mir, dann zu Ruby. »Bei mir war schon die Zahnfee«, informiert er uns und fletscht die Zähne. »Guck mal!«

»Toll«, lobe ich und mustere seine Zahnücke. Ruby schmiegt sich näher an mich.

»Sie hat mir einen Kreisel gebracht«, erklärt Noah und tritt urplötzlich in die Pfütze, sodass das Dreckwasser uns vollspritzt. Ruby wimmert.

Linda lächelt. Ihre Wangen sind gerötet, und sie sieht aus, als hätte sie sich heute nicht gekämmt. Das macht sie irgendwie sympathisch. »Ruby ist nicht so ein Fan von Outdoor, oder?«

Ich schüttele den Kopf. »Nicht von Outdoor und nicht von Gesprächen.« Genau wie ich.

»Ist sie müde?«

»Sie mag es ruhig«, sage ich ausweichend. Ehrlich gesagt kann ich mir nicht vorstellen, dass Angela nicht schon im gesamten Kindergarten alle Besonderheiten von Ruby ausgebreitet hat. Aber wenn Linda nur sporadisch die Kinderbetreuung übernimmt, hat sie das vielleicht gar nicht mitbekommen.

Ruby bleibt mir dicht auf den Fersen, als ich den kleinen Hofladen betrete. Es duftet nach frischem Kuchen, und ich betrachte zweifelnd die Regale, in denen sich Gläser mit Eingemachtem türmen. Anders als bei den Hofläden, denen ich im Internet folge, sind die Schilder nicht handgeschrieben, sondern mit Comic Sans gestaltet. Unter dem Regal stehen Holzkisten mit Äpfeln, Birnen und Kartoffeln.

Der junge Mann, der mit einem Laptop hinter dem Verkaufstresen sitzt und so gar nicht nach Bauer aussieht, erhebt sich. »Kann ich Ihnen helfen? Möchten Sie vielleicht ein Stück frischen Pflaumenkuchen probieren?«

»Möchtest du, Maus?«, frage ich halblaut, doch Ruby schüttelt den Kopf und drängt sich näher an mich.

»Nein, danke«, sage ich. »Welche Äpfel sind denn gut für Apfelkuchen?«

»Dauert noch bis zur Ernte von den Cox. Sie brauchen saure Äpfel.«

»Ah.« Etwas hilflos trete ich zu den Kisten und lese die vielen Sortennamen in der Hoffnung, dass sie mir etwas über Säure verraten. Schließlich suche ich willkürlich verschiedene Äpfel zusammen, um die Trefferquote zu erhöhen, nehme eine Tüte Kartoffeln und trete an den Tresen.

Der junge Mann kassiert ab, ohne die Äpfel eines Blickes zu würdigen.

»Puh«, sage ich zu Linda, die immer noch neben der Pfütze steht. »Ich glaube, ich habe die falschen Äpfel für den Kuchen gekauft.«

Linda grinst. »Scheißegal. Mit genug Zucker und Zimt kann man alles nehmen.«

»Meinst du?«

»Sogar Kartoffeln«, behauptet sie und lacht. »Lass uns mal treffen mit den Kindern.«

»Klar.« Ich überlege, wie ich nett absagen kann, obwohl ich gerade zugesagt habe. Und gleichzeitig denke ich, dass das genau das ist, was Jenny für Ruby will: Kontakte.

Noah ist inzwischen in die Hocke gegangen und rührt mit seinen speckigen Händen in der Pfütze. Als er sie herauszieht, hat er einen Schlammklumpen. »Da! Bombe!«, ruft er und wirft ihn. Er landet nicht einmal in der Nähe von Ruby, aber sie dreht sich trotzdem zu mir. »Mami«, sagt sie. »Gehen wir nach Hause?«

Ich seufze. Kein Outdoor-Mädchen, eindeutig.

»Ja dann ... Ich geh mal.«

»Stopp. Deine Nummer!«, sagt Linda etwas gebieterisch und zieht ihr Handy hervor.

»Steht glaub ich auch auf der Elternliste.«

»Elternliste, Elternliste«, grinst Linda und verdreht die Augen. »Keine Ahnung, wo die ist, so was macht bei uns Thor. Also, her damit!«

Zögernd diktiere ich meine Nummer.

»Bis bald dann«, ruft Linda und lacht, als Noah einen weiteren Schlammklumpen werfen will, der ihm aber auf den Fuß fällt.

»Wir brauchen dringend Gummistiefel, Maus«, sage ich. »So wie Noah und seine Mama. Sollen wir uns auch welche im Partnerlook suchen?«

Ruby antwortet nicht.

Ich werde heute Abend im Internet nach Gummistiefeln für uns beide suchen, es ist peinlich, dass wir noch keine haben.

Als wir den Hof verlassen, verspüre ich Erleichterung. Ich sehne mich danach, gleich den Hausschlüssel ins Schloss zu stecken und zu wissen, dass wir allein sind und keine Menschen mehr sehen müssen. Heute ist Homeoffice-Tag mit Kaffeepause. In einer Stunde sitzen wir um den Tisch. Nur wir drei.